



„Hamlet“-Proben in Ost-Berlin: „Wer übernimmt den Staat?“

will. Man muß vorsichtig mit dem Begriff umgehen. Den Sozialismus hat es nie gegeben. Das war eine Idee im Hinterkopf von Intellektuellen. Als Realität war es die Kolonisierung der eigenen Bevölkerung, war es das Stalinsche Konzept.

SPIEGEL: Möglicherweise interessiert die Zuschauer der real existierende Kapitalismus mehr als die Probleme beim Aufbau des Sozialismus?

MÜLLER: Richtig. Die historische Perspektive ist ihnen ausgeprägelt worden. Die Trennung der Kommunisten von der Macht, die jetzt global stattfindet, ist aber auch eine Chance. Eine Chance, den Begriff der Utopie zurückzugewinnen, der bisher von den Terroristen verheizt wurde.

SPIEGEL: Ohne Utopie kann man nicht leben?

MÜLLER: Nein. Nicht auf Dauer, ohne Schaden zu nehmen. Sicher, man kann mit dem Fickbomber nach Bangkok fliegen, dazu braucht man keine Utopie. Das kann man so lange machen, bis man Aids hat.

SPIEGEL: In Ihrem Stück „Der Auftrag“ verrät der Held Debuission in dem Moment seine Utopie, als er bemerkt, wie schön Jamaika ist.

MÜLLER: Das ist die Lage . . . Ich beobachte sie als Phänomen – ohne Hoffnung und ohne Verzweiflung. Es ist großartiges Material, was einem Dramatiker da angeboten wird.

SPIEGEL: Was ist mit der Wiedervereinigung?

MÜLLER: Ich fürchte, die läßt sich kaum noch verhindern. Aber es wäre todlangweilig.

SPIEGEL: Warum sind Sie dagegen?

MÜLLER: Es würde eine Farbe fehlen in Europa. Ein Motiv der Bundesrepublik ist natürlich, daß man jetzt die Türken loswerden kann, weil es ja nun Deutsche für die Dreckarbeit gibt. Eine deutsche Putzfrau ist sauberer, auch wenn sie aus Cottbus kommt, als eine polnische oder türkische. Für viele in der DDR ist es beleidigend, wie Kohl als neuer Kolonialherr auftritt. Die DDR hat den Krieg verloren und bezahlt. Und die Bundesrepublik hat ihn gewonnen. Wie auch die Amerikaner den Vietnamkrieg letztlich gewonnen haben. Denn es geht ja nicht um militärische, sondern um ökonomische Kategorien.

SPIEGEL: Selten ist ein Kolonialherr so freundlich begrüßt worden. Es gibt viele DDR-Bürger, die in Kohls Vorschlag keinen kriegerischen Akt sehen.

MÜLLER: Natürlich ist es einer. Wenn man den einen Kolonialherrn los ist, hält man den anderen für einen Freund. Aber man bleibt Kolonie.

SPIEGEL: Vor Jahren hatten Sie in einem Interview gesagt, die innere Freiheit der asozialen Kids am Prenzlauer Berg sei größer als die der Angestellten im Westen. Nun scheint es, daß die Freiheit erst mal ins nächste Kaufhaus führt.

MÜLLER: Was ich mir wünschen würde, wäre ein Massendiebstahl. Man bräuchte dazu mindestens 500 Leute; aber das ist schwer zu realisieren.

SPIEGEL: Aber alle haben brav ihr Begrüßungsgeld ausgegeben.

MÜLLER: Darüber war ich fürchterlich enttäuscht. Weil ich glaube, daß sie das Recht hätten, die Freßetage im KaDeWe zu plündern.

Biermann

Rührend deutsch

Nun haben sie ihn wieder: Zu zwei umjubelten Konzerten reiste der vor 13 Jahren ausgebürgerte Liedermacher Wolf Biermann am Wochenende in die DDR.

Vor fünf Wochen, Egon Krenz war längst Parteichef in Ost-Berlin, gab das Parteiorgan *Neues Deutschland* dem bis heute prominentesten Republik-Vertriebenen noch einmal Saures. Wolf Biermanns Telefongespräch mit Bärbel Bohley, vom Deutschlandfunk aufgezeichnet und gesendet, erboste einen Namenlosen aus der *ND*-Redaktion: „Wenn einer ständig von ‚Kultur des Dialogs‘ redet“, hieß es da an Biermanns Adresse, „und wider Sitte und Anstand darunter das Schmeißen mit solchem Dreck versteht, ist er bei uns völlig fehl am Platze.“

Nun aber, am Freitag vergangener Woche, schien plötzlich doch Raum für den Liedermacher gefunden: 13 Jahre nach der spektakulären Ausbürgerung, sieben Jahre nach seinem letzten Besuch in der DDR (beim todkranken Freund Robert Havemann) durfte Wolf Biermann wieder einreisen – und singen. Vor 5000 Zuschauern in der zwar ausverkauften, jedoch nicht ganz gefüllten Halle 2 des Leipziger Messegeländes gab Biermann, dem der öffentliche Auftritt schon lange vor der Ausbürgerung verboten war, sein erstes DDR-Konzert seit 24 Jahren – ab 22.15 Uhr übertrug auch das Ost-Fernsehen.

Schüchtern, mit feuchten Augen und strahlendem Kindergesicht, trat der 53jährige Rückkehrer vor die jubelnden Leipziger; auf einem Instrumentenkoffer sitzend, gedachte er der unfreiwilligen Abwesenheit: „Ich bin sehr froh, und ich bin sehr aufgeregt.“

Lange genug hatte es ja gedauert: Als Biermann, auf Einladung Bärbel Bohleys, am 4. November zur großen Alexanderplatz-Demonstration wollte, verweigerte ihm ein Grenzsoldat die Passage. Knapp zwei Wochen später dann wollte der im November 1976 „auf schäbigste Weise“ (Heinrich Böll) aus dem Land Gejagte in der Ost-Berliner Samariterkirche spielen – doch auch diesmal scheiterte der Auftritt am Einreiseverbot der DDR-Behörden.

Biermann, der – hier spricht der Dichter – „rührend deutsche Deutsche“, hatte es den mühsam um Glaubwürdigkeit beim eigenen Volk ringenden Wendepolitikern nicht gerade leicht gemacht. Gemütsmensch, der er ist, begrüßte er gleich nach der Ablösung Honeckers,

am 19. Oktober, den Nachfolger Krenz mit rüden Worten: Ausgerechnet „der blöde Krenz, der mieseste aller möglichen Kandidaten“, solle nun für Neuerungen sorgen, „Krenz, der versoffene FDJ-Veteran, der Jubelperser des Politbüros, der optimistische Idiot, Egon Krenz, das ewig lachene Gebiß“.

Abgedruckt wurde diese Attacke in der Berliner *Tageszeitung*, und deren linksalternative Leserschaft kam auch in den folgenden Wochen bevorzugt in den Genuß von Biermanns Kommentaren zur revolutionären deutsch-deutschen Lage. Nach dem Fall der Mauer etwa erschien ein als „Essay“ rubrizierter Brief des Liedermachers, der mit den Worten

nannte er den „Genossen Krenz“ einen „fröhlichen kalten Krieger“ und „unsre Stasi-Metastase“, zusammen mit Honecker & Co. gebühre dem neuen Parteichef „nicht Rache, sondern Rente“.

Kein Wunder, daß Krenz sich so lange gegen Biermanns Einlaß sträubte. Daß es dann doch schon am Freitag soweit war, ist wohl weniger dem Parteichef zu danken als dem neuen DDR-Kulturminister Dietmar Keller. Der hatte Biermanns Auftritte im Krenz-Kabinett durchgesetzt, und Keller war es auch, der den so lange verfeimten Barden am Freitag mittag in Ost-Berlin begrüßte – mit dem Eingeständnis, Biermanns Rausschmiß sei „ein Fehler“ gewesen.



Liedermacher Biermann in Leipzig: „Ich bin sehr froh“

begann: „Lieber Max von der *taz*, Halleluja!“

So widersprüchlich, so unvergleichlich peinlich und so unübertroffen gefühlsselig wie eh, entblöhte das „Schaf im Wolfspelz“ (O-Ton Biermann) nun auch in Leipzig sein Innerstes. Da pries er demütig den Heldenmut der Sachsen, der seine Rückkehr überhaupt erst möglich gemacht habe, da sang er den Klassiker vom „preußischen Ikarus“ und erzählte in Lausbubenmanier vom süßen Leben in der Bundesrepublik.

Die flugs gedichtete „Ballade von den verdorbenen Greisen“ aber, von *SZ*, *taz* und *FAZ* längst vorabgedruckt und mittlerweile eine Art Klassiker im Repertoire der Mauerdurchbruchs-Gesänge, war der frühe dramaturgische Höhepunkt des Konzerts. Als „eine Art Uraufführung vor lebendigen Menschen“ trug Biermann den Song vor. Unterbrochen von Jubel und Gelächter,

Artig revanchierte sich der Gast, er habe von Keller „nicht nur Sprechblasen“ gehört.

„Eigentlich sollte man stur sein, nach so vielen Jahren der Demütigung“, hatte Biermann noch am 18. November in der *taz* notiert. Und eine letzte Bedingung für seine Rückkehr wollte er sich denn auch vergangene Woche nicht verkneifen: Er komme nur zu den beiden Konzerten am Freitag in Leipzig und Samstag in Ost-Berlin, wenn auch sein Freund Jürgen Fuchs mitdürfe. Der Schriftsteller Fuchs, gleich nach Biermann aus dem Land gejagt, galt in der DDR bis dato als besonders mißliebige Unperson.

Die weiterhin fast jeden Tag durch neue Demonstrationen verschreckten SED-Oberen schluckten auch diese letzte Zumutung. Auf der Leipziger Bühne sprach Jürgen Fuchs den vermutlich wichtigsten Satz des Abends: „Der Bann ist gebrochen.“

Transplantationen

Die Fabrik wächst nach

In den USA gelang die Verpflanzung eines Leber-Teilstücks von einer Mutter auf ihr Kind.

Sieben Stunden lang herrschte angespannte Stille im blaugekachelten Operationssaal. Dann ließ Chirurg Christoph Brölsch, 45, Rockrhythmen auflegen: „Jetzt kommt der angenehme Teil.“

Das von Brölsch geleitete Transplantations-Team der University of Chicago hatte soeben, in mühevoller Prozedur, ein Leber-Segment aus dem Bauch der 29jährigen Lehrerin Teresa Smith entnommen – nun konnte das Gewebsteil präpariert und ihrer 21 Monate alten Tochter Alyssa eingepflanzt werden.

Am Abend des Montags letzter Woche war auch dieser zweite, weniger komplizierte Eingriff abgeschlossen. Die Mutter, die ihren linken Leberlappen geopfert hatte, und das zuvor schwer leberkranke Kind, das nun gerettet scheint, wurden auf der Intensivstation versorgt. Der erfolgreiche Versuch, einen Teil der Leber von einem lebenden Spender zu überpflanzen, könnte künftig ein Kardinalproblem der Transplantationschirurgie lösen helfen: den Mangel an Spenderorganen.

Bisher können nur Nieren – weil jeder Mensch eine entbehren kann – von lebenden Spendern entnommen werden. Bei allen anderen Organverpflanzungen müssen die Chirurgen auf hirtote, beispielsweise bei Unfällen ums Leben gekommene Spender zurückgreifen. Schon allein das setzt, von organisatorischen Schwierigkeiten abgesehen, der Transplantationschirurgie enge Grenzen.

Die Herzchirurgen suchen einen Ausweg in der Entwicklung von rein mechanischen Herzpumpen, die sie dem Schwerkranken einpflanzen. Für die Leber ist eine solche technische Variante nicht in Sicht: Zu kompliziert sind die Aufgaben dieses Organs, das – einer hochkomplexen chemischen Fabrik gleich – eine Vielzahl von Entgiftungsaufgaben, aber auch die Produktion und Speicherung von Eiweißstoffen, Enzymen und Vitaminen besorgt.

Hoffnung setzen die Mediziner jedoch in eine besondere Eigenschaft des Lebergewebes, die auch dem Trunksüchtigen als Silberstreif am Horizont erscheinen mag: Anders als andere wichtige Organe wie etwa Herz und Hirn ist die Leber außerordentlich regenerationsfähig. Und diese Eigenart suchen